Einem Unentwegten

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **81 (1955)**

Heft 51

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-495241

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Philius kommentiert

Ich ging mit einem Schriftsteller durch die Stadt und wir sahen uns die Läden an, lässig, ohne Absicht, etwas zu kaufen, einfach als Flanierende, die nichts fordern und nichts bekämpfen, sondern die sehen wollen, was da das menschliche Gewerbe auf seinen weihnachtlichen Regalen ausstelle. Wir kamen auch zu dem Schaufenster eines kleinen kunstgewerblichen Ladens, in dem einige junge Kunstgewerbler ihre hübschen Dinge ausstellen. Ich sah sogleich, daß wir es hier mit einer Stätte zu tun hatten, die wahrhaft gut gestaltete Dinge, die aber auch spielerisch und geschmäcklerisch geformte Gegenstände hervorbrachte. Da waren Vasen von einer Form, die ich als Wohllaut empfand. Da war etwa ein Nußknacker, einfach und doch zwingend in der knappen wohlempfundenen Form. Und daneben gab es auch einige andere Vasen, die krampfhaft einfach, krampfhaft schön und krampfhaft gediegen waren. So wie es Gedichte gibt, die gewachsen, und andere, die erzwungen sind. Mein Begleiter, der Schriftsteller, sah nur auf die erkrampften und betont geschmäcklerischen Gegenstände hin und tat alles mit dem rasch aus dem Handgelenk herausgeschütteten Urteil ab: «Geschmäcklerzeug.»

Obgleich ich dachte, daß sein apodiktisches Urteil im Bezug auf einige der Dinge wohl richtig sei, störte mich seine rasche Art, die hübschen Dinge dieser jungen Kunstgewerbler mit dem Wort ‹Geschmäcklerzeug› abzutun.

Erstens sagte ich mir: Warum sieht er nur das Geschmäcklerische und nicht auch das wirklich melodiös Gestaltete? Warum scheidet er nicht das Erzwungene vom harmonisch Geformten? Warum nimmt er nicht jeden einzelnen Gegenstand in die Hand, wendet ihn liebevoll, legt das Artistische dorthin und das Künstlerische dahin, gibt dem innerlich Hübschen das Lob und dem äußerlich Geschmackvollen den Tadel? Warum wirft er alles in einen Topf?

Warum übersieht er, daß auch noch das Zweitrangige in diesem Laden, die kleinen Schalen, die Webereien, die Butterschale besser ist, und viel besser als die Dutzendware in den tausend andern Schaufenstern der Stadt? Warum sagt er sich nicht: es ist besser, ein paar junge Kunstgewerbler bringen neben Dingen der reinen guten Form auch Dinge der etwas erzwungenen pointierten Form hervor, als daß in tausend Läden Dinge zum Kaufe angeboten werden, die überhaupt kein Ringen um die Form verraten?

Ich wurde etwas ungehalten mit meinem Begleiter und warf ihm die Leichtfertigkeit und Lieblosigkeit seines Urteils vor. Er wollte mich treffen und meinte: «Mir ist lieber, einfache Krämer verkaufen ohne Prätention ihre noch von keinem ‹Kunstgewerbe› beleckten Waren, als daß solche Kunstgewerbler sich allzusehr in Formspielerei verlieren.»

Ich gab zu, daß er mit dieser Meinung scheinbar im Recht sei, aber nur scheinbar. Und ich zeigte meinem Manne nun, während wir vor ungezählten Läden vorüberflanierten, die Drachensaat des Ungestalteten, des Häßlichen, des Lieblosen, der Konfektion, des Ueberladenen, des falschen Verzierten, des Dilettantischen und Gespreizten, und meinte dazu: «Wollen wir diese Handvoll Kunstgewerbler, die dort hinter ihrer Pavatexwand am Schönen gestalten und die sich weigern, Konfektion zu machen, nicht von Herzen gern haben und ihnen das Danebengeratene verzeihen, um des andern willen, das ihre reinen Sehnsüchte nach der schönen Form verrät? Wollen wir sie nicht sogar dort gern haben, wo sie ins Verspielte abgleiten? Denn wie wäre diese Schaufensterwelt, wenn es nicht solche liebenswürdigen Bohemiens gäbe, die wohl keine Erfüller, aber strebende Sucher und Pröbler sind?»

Ich mache immer wieder die Erfahrung, daß man mit Suchern, die ausgleiten, auf eine hartherzige Art grausam ist, während man über die Konfektion jener andern, die nichts suchen und nichts wagen und vielleicht nichts Besseres wollen, tolerant hinwegsieht. Warum ärgert uns der Fehltritt des Kämpfenden oft so ausgiebig, während uns das Schauderhafte des Konfektionärs oft völlig unerregt läßt?

Ich könnte hier aus meinen Erfahrungen als Redaktor erzählen: Versucht ein Journalist (weil er das Instrument der Sprache liebt, und es zu mehr verwenden möchte als bloß zum ordinären Zweck der landläufigen Mitteilung), die Dinge etwas farbiger und gleichnishafter zu sagen und wählt er dabei einmal ein überpointiertes Wort, sogleich fällt die ganze Leserschaft über ihn her, ... und es ist die gleiche Leserschaft, die vor den Berichten anderer Journalisten, die einen erbärmlichen, toten, völlig glanzlosen Schablonenstil schreiben (und deshalb überhaupt nie das Risiko eines verspielten Wortes eingehen), überhaupt nicht aufmuckst.

Einem Unentwegten

Von Emil Schibli

Du hast den Mut noch heute, alter Knabe,
das, was du denkst, auch offen zu bekennen,
was faul ist, eben einfach faul zu nennen;
nie gehst du, wie man's wünscht: im Trabe.

Wir andern sind dagegen Wagenpferde,
die gerne kecke Sprünge unterlassen.
Wir haben längst gelernt, uns anzupassen.
Wir wiehern nicht; wir schlucken die Beschwerde.

Wir fragen uns zuerst vor heiklem Tun
(der Folgen halber allerdings recht selten):
Ist, was wir wollen, denn auch opportun?

Vor allem scheint uns wichtig, was wir gelten.
Das Ideal, das man im Herzen trug,
man hatte es. Wie, ist das nicht genug?